



Rilke im Gespräch

von Erika Mitterer

Vor mir liegt der „Briefwechsel in Gedichten“, liegen ferner die Briefgedichte und Briefseiten, die ich vom Mai 1924 bis zu seinem Tod an Rainer Maria Rilke gesendet habe; außerdem die Auszüge aus meinen damaligen Tagebüchern, die von meinem Besuch in Muzot und von der Reise zum Begräbnis berichten.

Ich bin froh, dass ich damals so viel aufgeschrieben und mich nicht auf mein seit jeher schlechtes Gedächtnis verlassen habe. Aber ich erinnere mich doch auch an manches Detail, das ich nicht notiert habe, und das will ich nun also nachholen.

Da waren einmal die Gespräche über Dichter. Verhältnismäßig selten, sagte Rilke, habe er Stimmen vernommen, Verse gelesen, die ein Versprechen für die Zukunft enthielten. – Dass er meine Stimme, meine Verse dazu zählte, das wusste ich ja schon, es hat mich mit einem Glück erfüllt, das mich für alle Zukunft unabhängig von öffentlicher Anerkennung machte. Da mir aber Selbstkritik nicht fremd ist – und ohne Zweifel überhaupt kein Werk entste-

Ich fragte, was er von der Psychoanalyse halte... Er bezeugte seinen Respekt, betonte aber, dass er, für seine Person, eine Analyse abgelehnt habe, auch und gerade in Zeiten, in denen es ihm schlecht ging. Er habe nicht in seinem Innern so gründlich aufräumen lassen wollen, – „wie hätte ich dann noch dichten können?“

hen könnte –, hat mir der so früh bestätigte Glaube an meine Berufung bestimmt eher genützt als geschadet.

Rilke erzählte mir von Regina Ullmann, mit der er befreundet war und die er für eine bedeutende Dichterin hielt; er sprach von der Lyrikerin Veronika Erdmann, die früh sehr schöne Gedichte geschrieben habe; aber seit ihrer Heirat sei sie verstummt, vielleicht, weil ihr Mann sie zur Arbeit dränge und förmlich darauf warte.

Die Gedichte des jungen Werfel habe er sehr geliebt. – Die späteren Werke, die Romane und Stücke, schien Rilke entweder nicht zu kennen oder nicht sehr zu schätzen.

Er wunderte sich ein wenig, dass ich aus Rodaun kam – dort hatte ich aushilfsweise in einem Kinderheim gearbeitet – und Hofmannsthal nicht aufgesucht hatte. Aber ich kannte damals nur seine Jugendgedichte und „Der Tor und der Tod“ und „Der Tod des Tizian“; meine Bewun-

derung war eine distanzierte, wie sie, schien mir, einen jungen Menschen nicht ermächtigt, bei einem berühmten Künstler einzudringen. Auch aus Rilkes Äußerungen über Hofmannsthal war Achtung und Sympathie herauszuhören, aber keine nahe Beziehung. Mit mehr Wärme sprach er über Beer-Hofmann und mit großer Bewunderung und Liebe von Rudolf Kassner, eindringlich sprach er mir von seinem Schicksal und seinem Werk. So dringend zur Lektüre empfahl er mir nur noch einen Autor, Franz Kafka. Max Brod, der alte Bekannte aus Prag, habe ihm vor kurzem dessen nachgelassenen Roman „Das Schloß“ zugeschickt. Rilke holte das Buch und zeigte es mir. Es gehöre zu dem Wichtigsten, das in den letzten Jahrzehnten in deutscher Sprache erschienen sei. „Freilich ein beklemmendes Buch...“ Ich weiß nicht mehr, ob Rilke andeutete, dass ihn die Vorgänge im „Schloß“ irgendwie an seine Erlebnisse in der Militärschule erinnerten, oder ob ich das nachträglich, bei der Lektüre, vermutete. Denn ich habe mir den Roman bald nach meiner Heimkehr gekauft, aber ich begann wohl nicht gleich zu lesen – oder unterbrach wieder –, jedenfalls fehlte mir noch etwa ein Viertel, als Rilke starb, und ich hab dann nie fertiggelesen. Wohl aber die anderen Bücher von Kafka.

Mir fiel bald auf, dass Rilke im allgemeinen Autoren schätzte, deren Stil – und also deren Wesensart – sich von dem seinen fundamental unterschied. Eine Ausnahme bildeten die Gedichte Alexander Lernet-Holenias, die er sehr schön fand, obwohl sein eigener Tonfall

darin unüberhörbar war. – Von Trakl sprach er mit tiefer Sympathie und Anteilnahme.

Natürlich fragte ich nach Stefan George. Der galt damals als der zweite große Lyriker. Rilke erzählte von früheren Kontakten, auch von einer eher komischen Begegnung im Boboli-Garten, deren Einzelheiten ich vergessen habe; damals war eine Entfremdung eingetreten. George hatte wohl unbedingte Gefolgschaft verlangt.

Näher als die deutschen schienen ihm die französischen Autoren zu stehen. André Gide war mir durch Rilkes Übertragung der „Rückkehr des verlorenen Sohnes“ ein Begriff; andere Namen hörte ich zum ersten Mal, auch den der Comtesse de Noailles, aus deren Gedichtbüchern ich später übersetzte. Giraudoux kam vor...

Rilke erzählte von dem großen Prestige, das der Künstler, aber vor allem der Schriftsteller in Frankreich genieße wie



in keinem anderen Land sonst. Mehr als je zuvor habe er sich im vergangenen Frühling in Gesellschaft bewegt, sehr viele Schriftsteller und Künstler wiedergesehen und neue kennengelernt. Aber als Therapie sei der Aufenthalt allerdings völlig fehlgeschlagen. Sein Arzt, ein kluger und verständnisvoller Mann, habe zu dieser Radikalkur geraten, als Kontrast zur überlangen Einsamkeit in Muzot; aber er sei ebenso müde und ausgeleert zurückgekommen, wie er abgereist sei...

Ich erzählte Rilke, wie ich dazu gekommen war, mich zur Fürsorgerin ausbilden zu lassen, nämlich vor allem durch den Einfluss der Werke Dostojewskijs und besonders der Bühnenwerke Tolstoj's. Da sprach Rilke von seinen Reisen nach Russland, von seiner Liebe zum russischen Volk, von der Begegnung mit Tolstoj und der Entstehung des Stundenbuchs – das er, im Gegensatz zu anderen früheren Gedichten, zu meiner Freude noch gelten ließ.

Von beruflicher Sozialarbeit schien Rilke nicht viel zu halten, zumindest nicht für mich. Seine Frage „– aber soll man sich denn wirklich anstellen, um zu helfen?“ – eher zögernd, keineswegs dezidiert vorgebracht, ist mir in Erinnerung geblieben. Ich dachte, dass er dies vielleicht nicht beurteilen könne, weil er zu wenig darüber wisse. Sein Einwand hat mich nicht von dem eingeschlagenen Weg abgebracht. Ich fragte, was er von der Psychoanalyse halte, die neuerdings Eingang in unsere „Jugendämter“ gefunden hatte. Er bezeugte seinen Respekt, betonte aber, dass er, für seine Person, eine Analyse abgelehnt habe, auch und gerade in Zeiten, in denen es ihm schlecht ging. Er habe nicht in seinem Innern so gründlich aufräumen lassen wollen, – „wie hätte ich dann noch dichten können?“

Ich sagte, dass ich Sigmund Freuds Bedeutung nicht verkenne – ohne von allen seinen Thesen überzeugt zu sein –, dass aber meiner Meinung nach seine Schüler ganz bestimmt mehr Schaden als Nutzen stifteten. Zur Illustration schilderte ich eine Erziehungsberatung, die ich miterlebt hatte. Es handelte sich um einen zwölfjährigen Dieb, dessen Motiv ergründet werden sollte. Der Psychoanalytiker forderte ihn auf, die Augen fest zu schließen. Das Kind tat es, offensichtlich misstrauisch. „Was siehst du jetzt?“ Der Bub zuckte die Achseln: „Nix. Lila Dreieckerln.“ „Hören Sie, meine Herrschaften!“ wandte sich der Adept an uns, das Personal des Jugendamtes, die wir im Kreis herumsaßen, und blickte uns bedeutungsvoll an, „Lila Dreieckerln!“ Alle nickten einsichtsvoll; nicht zu verstehen, wäre blamabel gewesen. Ich hatte auch ver-

standen und lächelte den Buben entschuldigend an; ich wünschte, er nähme das alles nicht ernst. Zuerst blickte er betroffen von einem zum anderen, als er mich lächeln sah, grinste er breit. Er wurde hinausgeschickt. Man brauchte ihn nicht mehr. Alles war sonnenklar. Lila Dreieckerln, da musste er ja stehlen! – Rilke lachte herzlich.

Ich wusste, dass ich die praktische Berufsarbeit und was sie mir an Lebenserfahrung vermittelte, für meine eigene Entwicklung sehr nötig hatte. Denn ich suchte und fand schwer Anschluss; außer den Mädchenfreundschaften, die noch in der Mittelschule entstanden waren, kannte ich nur den engen Kreis meiner Eltern. Nichts Besseres konnte mir geschehen, als früh Verantwortung für andere tragen zu müssen und so, ob ich wollte oder nicht, mit den verschiedenartigsten Menschen in Kontakt zu kommen und durch sie in Existenzprobleme Einblick zu gewinnen, die meinen Horizont erweiterten. Erst Jahre später, nach dem Erscheinen meines ersten Buches und als ich begonnen hatte, Prosa zu schreiben, gab ich die Berufsarbeit auf. Die Möglichkeit, unproduktive Zeiten für praktische Tätigkeiten zu nutzen, bot die Führung des väterlichen Haushalts nach dem Tode meiner Mutter. Später heiratete ich und bekam Kinder, worauf ich nie hätte verzichten wollen.



Rilke (Foto aus dem Nachlass Erika Mitterers)

Ich hörte gespannt zu, wenn Rilke sprach, und stellte nur selten Fragen; ich wagte es nicht, zum Teil aus Diskretion, aber hauptsächlich wohl, weil ich kaum imstande war, dunkel gefühlte Einwände klar zu formulieren. Ich war damals eine leidenschaftliche Theaterbesucherin. Rilke erzählte, dass er seit Jahren nicht mehr ins Theater gehe, dass es ihn überhaupt nicht interessiere, er halte das Drama für eine vergangene Kunstform. Sogar von Shakespeare kenne er nur wenig, den „Hamlet“ habe er, zur Verwunderung seiner Freunde, nie gelesen... Einzig die Vorstellungen einer russischen Truppe (der Pitoeffs) hätten ihm Eindruck gemacht. Seine eigenen frühen dramatischen Versuche, an die ich ihn erinnerte, seien nur „Fingerübungen“ gewesen, wie das meiste in jener Zeit. Dem „Malte“ jedoch, seinem einzigen Roman, gab er eine zentrale Stelle in seinem Werk. Er warnte mich vor „lyrischer“ Prosa. Ich meinte später zu begreifen, weshalb er Kafkas extreme Nüchternheit so hoch schätzte.

Gewiss hat ihn an seinen eigenen Jugendgedichten das Rauschhafte, Klangschwelgerische gestört. Der sensibleste Dichter, der empfindungsfähigste, muss hart sein, um das Leben, „die Wirklichkeit“, zu ertragen ohne wegzuz-



schauen und um sie in das bleibend Gültige, das „Unsichtbare“ verwandeln zu können. Ebenso wenig wie der Arzt darf der Dichter wehleidig sein, und ebenso wie bei jenem, kommt es bei diesem zuerst auf die richtige Diagnose, auf den vorurteilsfreien Blick an. Rilke verschmähte alle Stimulantien, weil sie ihm die Wahrnehmung trüben könnten. Er sprach von seinem Körper wie von einem Diener – oder sogar wie von einem Haustier –, der ihm immer gute Dienste geleistet habe, nun aber plötzlich irgendwie aus dem Gleichgewicht geraten sei.

Eine gewisse Ordnung des Tagesablaufs schien er für eine unerlässliche Voraussetzung der Arbeit zu halten, obwohl er diese – im Gegensatz zu vielen, auch bedeutenden Schriftstellern – nie erzwingen konnte oder wollte. Wie man seine Wohnung in Ordnung bringt und verschönt, weil ein ersehnter Gast kommen könnte, so hielt er sich bereit für den „Besuch“, den zu erwarten er auch nach Jahren der Verlassenheit nicht aufgab. Und der dann, endlich angelangt, wie ein Sturmwind alle Ordnung durcheinanderfegte. So war es zur Zeit der Vollendung der „Duineser Elegien“ gewesen, und des Geschenks der ganz unerwarteten „Sonette an Orpheus“. „Da habe ich fast ohne Pausen geschrieben“, erzählte er mir, „vieles auf dem Weg durch die Weinberge... Fräulein Frida war schon ganz besorgt, weil sie so oft umsonst gekocht hatte. Aber nach vierzehn Tagen war der Sturm vorbei.“

Ein andermal sagte er: „Seltsam, nicht wahr: die Leute meinen doch, dass unsereins einen ganz ‚freien‘ Beruf

Ebenso wenig wie der Arzt darf der Dichter wehleidig sein, und ebenso wie bei jenem, kommt es bei diesem zuerst auf die richtige Diagnose, auf den vorurteilsfreien Blick an.

habe, sich die Zeit einteilen könne nach Belieben, und doch gestattet man sich's nicht, etwa bei Tag einen Roman zu lesen.“ Er wies auf die vielen französischen Bücher. „Das ist Vergnügen, Entspannung, dafür ist der Abend da... Seltsam, nicht?“

Also doch der Rausch, das Unvorhersehbare, das Geschenk „von oben“? Nach all den Selbstbeschwörungen „toujours travailler“, die er sich, nach dem Vorbild Rodins, zu eigen gemacht hatte?

Worin besteht nun eigentlich die Vorbereitung, die lebenslange („Bereit sein ist alles“), fragte ich mich wohl schon damals. Die Epoche der Studien nach der Natur, der

„Neuen Gedichte“, war ja längst vorbei. (Und auch damals hat Rilke sich gewiss nicht, wie mancher Lyriker nach ihm, gezwungen, jeden Tag ein Gedicht zu machen!) Was er damit hatte erreichen können, war erreicht. Er hatte weitergehen müssen; bereitsein war noch schwerer, war trostlos geworden... Spätestens bei diesem Befund drängt sich die Analogie auf, in der dieser Kampf um Erfüllung des künstlerischen Auftrags steht, zu den Kämpfen aller Kontemplativen, welche auch in täglicher Geduld und zuweilen jahrelanger Trockenheit des Geistes den einen Augenblick der Schau mehr abwarten als vorbereiten...

Oft genug ist, mit Verwunderung oder auch mit Spott, gesagt worden, dass viele Anhänger Rilkes in seinen Dichtungen eine Art Ersatzreligion gesucht hätten. Das schiene mir nur dann abwegig, wenn sie sich kritiklos seine Weltanschauung – oder was sie dafür hielten – zu eigen gemacht und eine Art neuer Lehre daraus destilliert hätten. Solche Fälle sind mir nicht bekannt geworden, wohl aber Fälle scheinbar kritikloser Bewunderung... Und da werde ich auch am besten von mir selber sprechen.

Die verführerisch klingenden Visionen im „Buch der Bilder“ – es war das erste Buch, das ich mir von eigenem Geld selbst kaufte – las ich mir immer wieder vor oder ließ sie mir von einer dafür begabteren Freundin, jener Melitta, vorlesen. Hier möchte ich einfügen, wie ich sie, die eine höhere Klasse derselben Mädchenschule besuchte, kennengelernt hatte: nämlich bei einer Schulfeier mit den üblichen musikalischen Einlagen und Rezitationen. Da hatte sie „Die Blinde“ aus dem „Buch der Bilder“ auswendig vorgetragen, mit einer schmerzlichen Innigkeit, die mich tief erschütterte; später sprach ich sie daraufhin im Pausenraum an. – Eine zweite Freundschaft, ebenfalls mit einem Mädchen aus einer höheren Klasse, Irene, entstand in der gemeinsamen evangelischen Religionsstunde, in der wir, statt dem trocken-fanatichen Vortrag der Lehrerin zuzuhören, unter der Bank gemeinsam im „Stundenbuch“ lasen. Als jene das bemerkte, fragte sie, nicht unfreundlich, was wir eigentlich daran fänden, eine Frage, die natürlich nur mit hochmütigem Schweigen beantwortet wurde.

Jahrelang lag das „Stundenbuch“ auf meinem Nachttisch; ich habe es damals (zwischen vierzehn und achtzehn) wohl wirklich aus-gelesen, denn später habe ich es nicht mehr oft aufgeschlagen; doch kann ich immer noch Teile auswendig.



Was „fand ich daran“ –?

Vor allem: eine Unmittelbarkeit, ein spontanes Gotteslob, jenseits der Überlieferung, nicht im Gegensatz zu ihr, aber unbekümmert, als gäbe es sie nicht. Es war wie neu erfunden, neu gefunden. Dann das, was Rilke in einem der schönsten Abschnitte vom heiligen Franziskus sagt: Er war „der Innigste und Liebendste von allen, der kam und lebte wie ein junges Jahr, der braune Bruder Deiner Nachtigallen, in dem ein Wundern und ein Wohlgefallen und ein Entzücken an der Erde war...“

In der Schule ging das Gerücht, die neuen Gedichte Rilkes, die „Sonette an Orpheus“ und gar die „Duineser Elegien“, seien sehr „schwer“, nahezu unverständlich, „modern“. Modern war damals die expressionistische Lyrik, die uns zwar interessant schien, die uns aber gar nicht glücklich machte. Man merkte sich auch nichts davon auswendig, „par coeur“ – es erreichte eben nichts davon unser Herz.

So wagte ich mich, aus Furcht vor der Enttäuschung, lange nicht an die beiden neuen Bände heran, und bevor ich dann endlich doch die „Sonette an Orpheus“ erstand, habe ich im Hinterzimmer der Buchhandlung Heller, gleich neben unserer Schule, darin geblättert und gelesen. Welch eine glückselige Überraschung! Alles ging mir sofort ein; diese Verse waren noch schöner, zugleich tiefer und leichter, als die schon bekannten! Und, wie mir schien, von vollendeter Einfachheit. „Alles Vollendete fällt heim zum Uralten...“ Mir war, und ich darf wohl für meine Freundinnen sagen: uns war, als hörten wir plötzlich einen Menschen die geliebte halbvergessene Muttersprache reden, nach Jahren, in denen wir uns in einem fremden, eingelernten Idiom mühsam hatten verständigen müssen.

Es überraschte mich kaum, dass Rilke dann im Gespräch unsere Lieblingswörter verwendete. Ich hatte ja schon in dem Oktobergedicht 1925 – das mir meine Reise so unaufschiebbar erscheinen ließ – das Wort „unerhört“ gefunden, in dem Sinne, in dem auch wir es verwendeten: für großartig, überwältigend. Während es doch eigentlich tradiert war als Bezeichnung für eine erschreckende, negative Abweichung („Unerhörtes Benehmen“). In jeder Generation ereignen sich diese leisen Sinnverschiebungen gewohnter Ausdrücke, jede Jugend entwickelt so ihre eigene „Umgangssprache“, die später zum Teil in den Allgemeingebrauch übergeht. Aber die unsere nun aus dem Munde des großen Dichters zu hören, das stellte eine unwillkürliche Vertrautheit her, mehr noch vielleicht als die heitere Selbstverständlichkeit, mit der Rilke die

unbeholfene, linkische Anfängerin des Lebens wie einen gleichgestellten Gast behandelte. Er las vor und sprach über Dinge, die ich nicht ganz verstehen konnte und die ich doch intuitiv erfasste in der beglückten Aneignung des Fremden und weit über mich Hinauszielenden.

Mit solcher Empfänglichkeit ist Kritik unvereinbar. Aber das heißt nicht, dass mir nicht manche Widersprüche aufgefallen wären: Rilke, der so streng über die mangelnde Präzision, über die Beiläufigkeit seiner früheren Hervorbringungen urteilte, hat zweifellos in den „Sonetten“ manches „Ungefähr“, das er sonst tadelte, bewusst stehen gelassen. Sie sind nicht vollkommen in dem Sinne, dass es nichts an ihnen zu tadeln gäbe für beckmesserische Sprach-Fanatiker. Ich erklärte es mir mit dem Vers: „– und er gehorcht, indem er überschreit.“ – Wie eine erfolgsgewohnte Frau, ihrer Wirkung bewusst, sich ihrer kleinen körperlichen Mängel längst nicht mehr schämt, weil sie als zusätzliche Reize wirken,

Uns war, als hörten wir plötzlich einen Menschen die geliebte halbvergessene Muttersprache reden, nach Jahren, in denen wir uns in einem fremden, eingelernten Idiom mühsam hatten verständigen müssen.

so konnte Rilke, schien es mir, es „sich leisten“, Leerstellen zu überbrücken (ohne sie zu verhehlen), denn die Lebendigkeit der Wirkung einer Dichtung mag auch ihren kleinen Unzulänglichkeiten zu danken sein. Wer, wie er es tat – oder doch zur Zeit der „Sonette“ getan hatte – nach Diktat schreibt, wird manche Silbe, manches Wort nicht genau verstehen – vorläufig – ein ähnlich klingendes hinschreiben, das er dann stehen lassen muss, wenn ihm nicht nachträglich das „eigentliche“ einfällt.

Diese Art zu dichten scheint im krassen Gegensatz zu den Wort- und Verskonstruktionen und -meditationen späterer Künstler zu stehen. Daher wohl die zeitweise „Verdammung“ Rilkes. Er selbst aber hatte Respekt vor den Konstrukteuren, zu denen er Valéry zählte. (Denn was sonst könnte es heißen, wenn er sagte, dieser schreibe, im Gegensatz zu ihm selbst, „gegen den Strom“ – oder: „gegen den Strich“)? Er wollte jedoch nicht anders sein, ein anderer sein, als er war. Sogar in dem großen Übertragungswerk der „Charmes“, das er als Huldigung vor dem Genius des Franzosen verstand, blieben in dem Gedicht „Die Palme“, das er „fast am liebsten“ hatte, so ungenaue, ja ärgerliche Zeilen stehen wie „Was wir dem Schweigen verschulden, / macht uns das Reifen genau“.



„Kritiklose Bewunderung“? Gewiss, in dem Sinne, wie wir auch die Fehler eines geliebten Menschen als zu ihm gehörig empfinden und sie nicht missen möchten, weil er sonst eben nicht mehr er selber wäre! – Vorbehaltlose Zustimmung? Keineswegs!

Ich liebte Goethe und besonders seine Lyrik, seit ich überhaupt Gedichte las. Auch bei ihm entdeckte ich übrigens einen besonderen Reiz dort, wo die Mundart anklang oder wo er Alltägliches einbezog, wo er also von größter Spontaneität war. Und der „Faust“ schien mir schon damals die unüberbietbare Darstellung menschlichen Ringens zwischen Gott und Teufel, dem unsichtbaren, fernem, schweigsamen Gott und dem hautnahen, virtuos argumentierenden, „überzeugenden“ Teufel... Rilke aber sagte, er habe mit Goethe durch viele Jahre überhaupt nichts anfangen können und ihn sich sogar absichtlich ferngehalten. Vor einiger Zeit jedoch sei es ihm eingefallen, die „Pandora“ zu lesen, ein Meisterwerk, das ihn ganz in seinen Bann geschlagen hätte. Ich – die ich gerade die „Pandora“ nicht kannte – solle das doch bald nachholen.

Nun wäre vielleicht noch ein Wort darüber zu sagen, dass mir Rilkes Ablehnung Christi als Mittler zu Gott bekannt war. Ich hielt sie für ein Missverständnis.

Aber freilich muss ich hier sehr vorsichtig sein und darf nicht eine Überzeugung vordatieren, die sich vielleicht erst im Laufe der Jahre und Jahrzehnte entwickelt hat.

Ich kannte damals – und noch Jahre später – überhaupt keine Künstler, keine „Intellektuellen“, die gläubig gewesen wären. Dem liberalen und zum Teil auch schon nationalen Protestantismus, in dem ich aufgewachsen war, stand ich fern; der Katholizismus mit seinen starken, eindrucksvollen und einheitlichen Riten zog mich an, aber mit den Augen der Menschen, die mich umgaben, hielt ich dies alles nur für eine schöne Form, der längst der Inhalt abhanden gekommen war. Religion – in kirchlichem Sinne – war überhaupt kein Gesprächsthema, weder zu Hause noch mit den Freundinnen. Sie schien unwiderruflich der Vergangenheit anzugehören. Ich akzeptierte das nicht ohne tiefen Schmerz. Das Gedicht „Der Ölbaumgarten“ liebte ich ganz besonders und las es nie ohne Tränen. („Warum ein Engel? Ach, es kam die Nacht...“) Ich stimmte dieser wahrlich trostlosen Schau zu und - was blieb denn anderes übrig? - dem Ja! zur trostlosen Welt, die dennoch zu „rühmen“ war... Im Innersten jedoch hoffte ich schon damals, dass dieser gewaltsame Heroismus im Grunde auf einem schlichten Irrtum beruhe.

Ein überaus lebhafter Traum einige Zeit nach Rilkes Tod schien diesem zaghaften Gefühl recht zu geben: Ich begegnete ihm in einer seltsam grauen Region, weder Landschaft noch Zimmer. Ich wusste, dass er gestorben war. Er zeigte mir – aus einiger Entfernung – ein Buch und bedeutete mir: Das ist's. Daran halte dich. Da steht alles drin.

Die Bibel –? fragte ich, sehr verwundert. Er nickte und verlosch. Ich dachte, beglückt noch im Erwachen: Also doch...

Immer mehr ist mir aufgegangen, wie verwandt Rilkes „Rühmung“ dem Gloria der Kirche ist. Musste er sich weit von ihr entfernen, um das ganz neu aus sich heraus zu empfinden und zu gestalten? Auch Goethe hatte ja nichts „Neues“ erfinden können zur Rettung und Apotheose seines „Faust“.

„Alles Vollendete fällt heim zum Uralten.“ Das gilt nicht nur für Formen, sondern vor allem für jene übermächtige Wirklichkeit, die sich diesem oder jenem immer neu in gerade noch fasslichen Worten oder Bildern zu erkennen gibt.

Widersprüchlichkeiten haben mich nie gestört, aber ich habe nie umhin können, sie zu bemerken. Rilke zeigte mir die kleine Annenkapelle, die er selbst hatte restaurieren lassen... Er hatte ein „Marienleben“ geschrieben. Dieses Büchlein ist allerdings das einzige unter seinen Büchern, das mir nie nahegegangen ist. Ich liebe es ebenso wenig wie die dekorativen Madonnenmotive so vieler ungläubiger Künstler. Schönheit kann Wahrheit nicht ersetzen; wenn sie nicht Spiegel und Ausdruck des Wirklichen, des wirkenden Seins, ist, wird sie leicht zum Trug, zum Selbstbetrug. Mutterglück ist darstellbar ohne Gloriole des Übernatürlichen...

Gewiss kann man eine solche Maxime nicht als Maßstab setzen; sie soll nur ein Versuch sein, mein Missbehagen zu artikulieren. Missbehagen – wie ein leichtes Sommerwölkchen auf dem azurinen Grund dankbarer Bewunderung, überwältigter Dankbarkeit, die ja deutlich genug aus allen Versen des jungen Mädchens spricht.

In meinem ersten, 1930 veröffentlichten Gedichtband „Dank des Lebens“ finden sich manche dieser frühesten Verse (ohne dass der Empfänger genannt wäre. Mehr als zwei Jahrzehnte wussten nur meine nächsten Freunde um die Begegnung und den Briefwechsel mit Rilke.) Auch das Gedicht, das Rilke für mein stärkstes gehalten hatte, steht in diesem Buch: „An den Tod“. Ich hatte es an meinem siebzehnten Geburtstag auf einer Bank im Rathauspark geschrieben... Vor allem aber sind darin, einem Nach-Ruf (im Wortsinne) vergleichbar, die nach Rilkes Tod an ihn gerichteten Gedichte enthalten.

Doch auch viel später entstanden noch einige Anrufe und Vergegenwärtigungen jener Zeit. □

Dieser im Sommer 1977 entstandene Aufsatz erschien erstmals 1988 in Modern Austrian Literature, Vol. 21, Nr. 2, 1988, S 85ff.